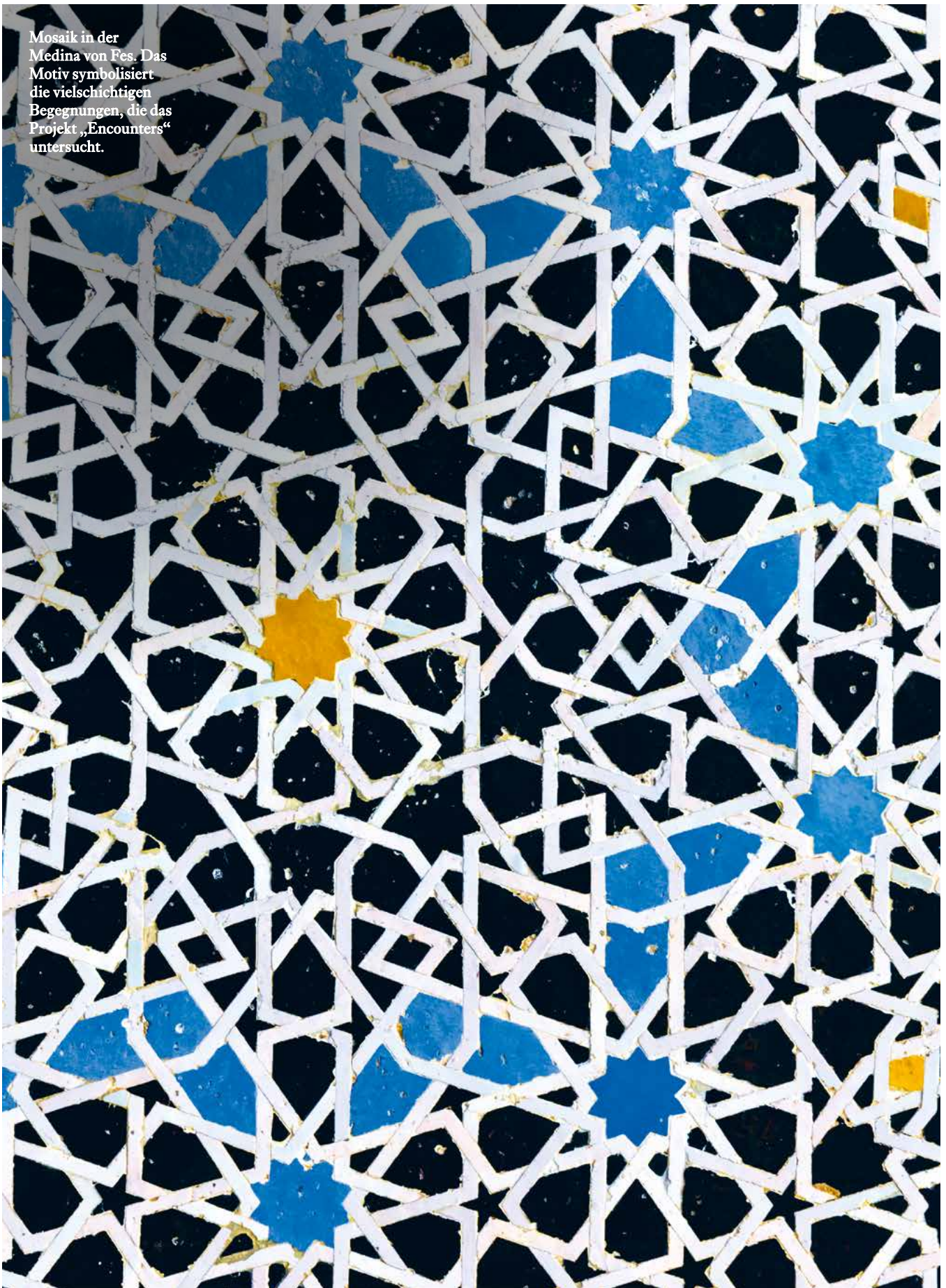


Mosaik in der Medina von Fes. Das Motiv symbolisiert die vielschichtigen Begegnungen, die das Projekt „Encounters“ untersucht.



# MUSTER DER BEGEGNUNG

TEXT: STEFAN HUNGLINGER

Vanessa Rau und Dekel Peretz haben gemeinsam mit Forschenden im internationalen Projekt „Encounters“ muslimisch-jüdische Begegnungen in sechs europäischen Städten untersucht. Womit sie bei Beginn des Projekts nicht rechnen konnten: mit dem 7. Oktober 2023 und seinen Folgen.

Dekel Peretz, in burgunderroter Sportjacke, streift über den Markt am Maybachufer in Berlin-Neukölln. Duftende Minze liegt an den Ständen und dicke Bündel von Dill und Petersilie, daneben Wassermelonen, im Ganzen, halbiert, geviertelt. Menschen unterschiedlicher Herkunft kaufen und verkaufen hier, alteingesessene und Neuberlinerinnen schieben sich neben Touristen durch die Reihen, ein Hahn kräht von der Schulter einer blonden Frau herunter. „Wie sieht eine typische Jüdin aus?“, fragt Dekel Peretz, der einen langen Vollbart trägt, mit Blick auf die Menschenmenge, „wie sieht ein typischer Muslim aus? Und wie eine typische jüdisch-muslimische Begegnung?“

Der Wissenschaftler will Bewusstsein schaffen für Vorannahmen aufgrund von Äußerlichkeiten, für die Komplexität von Zugehörigkeiten – und ihrer Beschreibung. Im Forschungsprojekt „Encounters“ haben Mitbegründerin Vanessa Rau, Dekel Peretz und 15 weitere Sozialwissenschaftlerinnen und -wissenschaftler aus Deutschland, Frankreich und Großbritannien in

den vergangenen vier Jahren „Muslimisch-jüdische Begegnung, Diversität & Distanz im urbanen Europa“ untersucht. Beteiligt war neben deutschen, französischen und britischen Universitäten auch das Max-Planck-Institut zur Erforschung multireligiöser und multiethnischer Gesellschaften. Was bei Beginn des „Open Research Area“-Projekts nicht vorherzusehen war: der 7. Oktober 2023 und seine Folgen.

Als Peretz 2002 von Israel nach Berlin zog, ließ er sich ganz bewusst hier nieder, in einem besonders multiethnischen Teil der deutschen Hauptstadt. „Das hatte mit der Herkunft meiner Familie zu tun“, sagt er. „Die stammt teils aus Osteuropa, teils aus Marokko. Und es hatte auch mit meinem Aussehen zu tun.“ Die Bevölkerung in anderen Vierteln Berlins erschien ihm damals bedrohlich homogen, in Friedrichshain gab es vermehrt Neonazi-Angriffe. „In Neukölln und Kreuzberg fühlte ich mich sicher. Da sah ich aus wie alle anderen.“ Viele jüdische Israelis und jüdische Migranten aus den USA sollten ihm in Berliner Stadtteile mit starker muslimischer Präsenz folgen.

Nur wenige Meter sind es vom Wochenmarkt am Maybachufer über die Kottbusser Brücke hinüber zur Synagoge am Fraenkelufer. Dekel Peretz, der an der Universität Potsdam über

den jüdischen Soziologen Franz Oppenheimer promoviert hat, erklärt unter den Bäumen am Kanalufer, dass dieser Ort von Anfang an von Migration unter anderem jüdischer Menschen geprägt gewesen sei. „Anfang des 20. Jahrhunderts kamen viele jüdische Arbeiter aus dem Russischen Reich nach Berlin, für sie wurde hier eine orthodoxe Synagoge geschaffen.“ Nach der Shoah hätte es dann eine Einwanderungswelle polnischer Juden gegeben, die aus den Konzentrationslagern befreit worden waren. Heute sei die konservative Synagoge wieder ein Anlaufpunkt für die wachsende Zahl von Jüdinnen und Juden, die aus Israel, den USA, aus Lateinamerika nach Berlin ziehen.

Dekel Peretz war lange Jahre Programm- und Projektdirektor der Synagoge Fraenkelufer, heute verantwortet er den Wiederaufbau der von den Nazis 1938 in Brand gesteckten Hauptsynagoge. Er ist also nicht nur Forscher, sondern hat verschiedene Rollen inne, mit denen er transparent und produktiv umzugehen versucht. Bei der britisch-palästinensischen Encounters-Forscherin und Anthropologin Alyaa Ebbiary ist es ähnlich. Ebbiary war 15 Jahre lang in interreligiösen Stadtteilprojekten tätig, arbeitet bis heute in Bildungsprojekten mit. Die meisten der Forschenden des Projekts haben auch persönliche Verbindungen mit dem Forschungsfeld. →

57

In allen Teilprojekten von Encounters wurden Analysen von „Community-Medien“ und sozialen Medien durchgeführt, einige der Forscherinnen und Forscher arbeiteten zusätzlich mit quantitativen Verfahren. Alle Forschenden nutzten die ethnografische Methode der teilnehmenden Beobachtung, so auch Dekel Peretz und Alyaa Ebbiary. Diese Methode unterscheidet sich stark von Vergleichsversuchen im naturwissenschaftlichen Labor, sagt Ebbiary in einer Folge des projektbegleitenden Podcasts, der von Vanessa Rau initiiert und moderiert und von Dekel Peretz mitorganisiert wurde.

Die Beobachtenden selbst spielten eine Rolle, riefen Reaktionen hervor, die in der Forschung reflektiert werden müssten. Ebbiary ist Muslimin und trägt Kopftuch, was ihr in muslimischen Räumen als Zugehörigkeit ausgelegt worden sei, in jüdischen Räumen aber teils zu Irritationen geführt habe. Andere in der Forschungsgruppe sind christlich geprägt oder säkular-christlich – und damit keineswegs weniger „involviert“. Denn, so heißt es im Abschlussbericht, jüdisch-muslimische Begegnungen würden „nicht in einem rein bilateralen Kontext stattfinden, sondern immer in Bezug auf ein europäisches gesellschaftliches Ethos, das durch die Macht der säkular-christlichen Mehr-

heit und des säkular-christlichen (lokalen und nationalen) Staates strukturiert wird.“ So würde in Frankreich beispielsweise die republikanische *laïcité*, also die Trennung von Staat und Religion, eine tiefgreifende Rolle spielen, in Großbritannien dagegen ein konservativer Pluralismus und ein politisch gewollter gesellschaftlicher Zusammenhalt.

## Staat und Tradition

Diese Traditionen bestimmten die Struktur der interreligiösen Aktivitäten von staatlichen Einrichtungen, Stiftungen und anderen Institutionen. „Sie tragen aber auch dazu bei, Begegnungsmöglichkeiten jenseits formaler Strukturen zu eröffnen oder zu verschließen, indem sie die Sprache bestimmen, in der Ansprüche formuliert, Konflikte artikuliert oder Koalitionen gebildet werden können.“

Religiöse Gemeinschaften im Vereinigten Königreich seien etwa regelmäßig an kommunalen Aktivitäten beteiligt, während sie in Frankreich als kommunitaristisch, also anti-liberal und damit verdächtig wahrgenommen würden. In Deutschland mit seiner „hinkenden Trennung von Staat und Religion“, sagt Dekel Peretz, sei die politische Rede vom „jüdisch-christlichen Abendland“ und der „Leitkul-

tur“ lange prägend für den interreligiösen Dialog gewesen. Diesbezüglich habe sich mittlerweile jedoch viel geändert.

Vor der Synagoge am Fraenkelufer stößt Vanessa Rau dazu. Die Soziologin hat an der University of Cambridge promoviert, mit einer Arbeit über die seit etwa 2010 wachsende Szene junger jüdischer Israelis und eine neue jüdische Szene in Berlin. Rau ist Mitinitiatorin und Forscherin im Encounters-Projekt. Als ihre britischen Kollegen Ben Gidley und Sami Everett vorschlugen, gemeinsam ein internationales Forschungsprojekt zu jüdisch-muslimischen Beziehungen zu initiieren, sah Rau das als wichtiges Signal. Es könne, sagt sie, zu Verständigung und zum Abbau von Stereotypen und Ressentiments beitragen, wenn man das Alltagsleben und die Realitäten muslimisch-jüdischer Beziehungen in europäischen Großstädten erforscht. Neben Berlin wurde an Teilprojekten in Frankfurt am Main, London, Manchester, Paris und Straßburg gearbeitet.

Nach der Shoah, sagt Rau bei einem Spaziergang am Ufer entlang, sei das Verhältnis zwischen der deutschen Politik und dem Zentralrat der Juden in Deutschland über Jahrzehnte von einer klaren politischen Haltung geprägt gewesen, die von Wünschen



Der Markt am Maybachufer in Berlin-Kreuzberg, ein Ort, an dem sich Menschen unterschiedlicher Herkunft begegnen.

nach Versöhnung auf der einen und Sicherheit auf der anderen Seite geprägt waren. Diese „negative Symbiose“, ein Begriff den der Historiker Dan Diner im Kontext von deutsch-jüdischen Beziehungen nach der Shoah geprägt hat, führe teils zu Irritationen bei Musliminnen und Muslimen. „Mehr noch bei Zugewanderten, die von dieser Symbiose zunächst nichts wissen, als bei in Deutschland sozialisierten Menschen mit muslimischer Zugehörigkeit.

In den 1970er- und 1980er-Jahren hätte eine „zweite Generation“ zum Beispiel jüdischer Persönlichkeiten aus Frankfurt am Main wie Micha Brumlik und Cilly Kugelmann schon an bestehenden Gegebenheiten gerüttelt, indem sie auf politische Strukturen und Antisemitismus aufmerksam machten. Erst aber mit dem Zuzug aus Israel und anderen Ländern hätte sich in Berlin eine größere Szene von Jüdinnen und Juden entwickelt, deren jüdische Praxis und Selbstverständnis erheblich abweicht von jener der etablierten Institutionen. Das betreffe den Umgang mit Israel, mit Muslimen und antimuslimischem Rassismus, mit Sexismus, queeren Anliegen, patrilinearen Jüdinnen und Juden, also Personen mit einem jüdischen Vater, sowie mit interreligiösen Ehen. „Die Minderheit ist von der Dominanzkultur weniger gut zu kontrollieren, wenn sie in vielen Stimmen spricht“, sagt Vanessa Rau. „Und sie ist staatlicherseits viel schwerer zu instrumentalisieren.“

Vanessa Rau hat in ihrem Teilprojekt Intimität in muslimisch-jüdischen Beziehungen untersucht. Zum einen, wie Begegnungen zwischen Juden und Muslimen auf Dating- und Sexdating-Plattformen stattfinden. Zum anderen hat sie muslimisch-jüdische Paare interviewt, von denen nur manche diese Konstellation öffentlich leben. Anderen Paaren wird ihr Muslimisch- und Jüdischsein eher von außen angetragen. Ein Ergebnis von Raus Forschung: „Während sich der öffentliche Diskurs oft auf ‚kulturelle Unterschiede‘ als Hindernis für eine funktionierende Beziehung konzentriert, zeigt sich, dass Migrationsregime, gesellschaftliche Diskurse und

strukturelle sozio-ökonomische Ungleichheiten Intimität am stärksten beeinflussen.“ Es ist eine Herausforderung für Liebesbeziehungen, wenn der rechtliche Aufenthalt eines Partners in Deutschland unsicher ist, die Politik Rassismus befeuert und die Schere zwischen Arm und Reich sich weiter öffnet.

Dekel Peretz hat vor allem kulturelle und Grassroots-Initiativen untersucht. Der Sommer der Migration 2015/16 sowie die rechtsterroristischen Anschläge von Halle (2019) und Hanau (2020) hätten bei vielen dieser Gruppen zu neuen Allianzen geführt, die angesichts der antisemitischen und rassistischen Gewalt auf das gemeinsame Ziel einer postmigrantischen, demokratischen Gesellschaft fokussiert hätten. Als die Dialogformate aufgrund der Covid-19-Pandemie in



## AUF DEN PUNKT GEBRACHT

Muslimisch-jüdische Begegnungen in europäischen Städten sind meist von Ambivalenz, Gleichgültigkeit oder einem „Nebeneinander“ geprägt – nicht von harmonischem Dialog.

Politische Traditionen, Migrationsregime und soziale Ungleichheiten prägen diese Beziehungen stärker als religiöse Differenzen.



den virtuellen Raum ausweichen mussten, hätte das die „performative Harmonie“ noch verstärkt. Bei interreligiösen Iftar-Feiern oder anderen interkulturellen Zusammenkünften wurde solche Harmonie auch künstlerisch-kulinarisch beispielsweise in Neuköllner Einrichtungen gefeiert. Alles Shalom und Salaam also?

Die häufigsten Muster muslimisch-jüdischer Begegnung seien Ambivalenz, Gleichgültigkeit und Vermeidung, heißt es im Encounters-Abschlussbericht über alle sechs untersuchten Städte. „In Vierteln, in denen sowohl

Juden\*Jüdinnen als auch Muslim\*innen leben, sind die Beziehungen am häufigsten durch ein ‚paralleles Zusammenleben‘ charakterisiert – nebeneinander, aber nicht miteinander“, so der Bericht. Wo es aber Kontakt gebe, könne der von Geselligkeit und Zusammenhalt bis zu Konflikten und Feindseligkeit reichen. Dekel Peretz sagt: „Es ist wissenschaftlich nicht haltbar, dass Begegnung, Kontakt und Dialog immer etwas Gutes hervorbringen, eine Feelgood-Story, ein Happy End.“

## Konflikt und Dialog

Zumal das Massaker der Hamas in Israel am 7. Oktober 2023 und die Kriegsverbrechen, die Israels Regierung seitdem mutmaßlich im Gazastreifen begeht, auch die Situation in Europa, in Berlin verändert haben. In antisemitischen Vorfällen, Demonstrationsverboten und sogar physischer Gewalt schlug sich der politische Konflikt mit muslimisch-jüdischen Konnotationen auch hier nieder. Gerade hier, in Neukölln.

59

„Vieles ist anders seitdem“, sagt Vanessa Rau. „Aber genau wie die Covid-Krise waren der 7. Oktober und der Gazakrieg eine Art Katalysator für Konflikte, die eventuell schon vorher unterschwellig vorhanden waren.“ Dekel Peretz erinnert an die Eskalation im Israel-Gaza-Konflikt im Mai 2021. Damals habe es sowohl die muslimisch-jüdische Briefaktion „Wir lassen uns nicht trennen“ gegeben, die das Miteinander hierzulande vom Geschehen in Nahost trennen wollte, als auch Demonstrationen, bei denen konservative Juden gemeinsam mit iranischen Oppositionellen, kurdischen Gruppen und muslimischen Islamkritikerinnen und -kritikern auf die Straße gingen, um Position im Konflikt zu beziehen. Beides seien Formen muslimisch-jüdischer Allianzen gewesen – mit sehr unterschiedlichen politischen Anliegen.

Was die persönliche Ebene angehe, habe es nach dem 7. Oktober viel Enttäuschung gegeben, sagen die beiden Forschenden. „Auf jüdischer Seite hätten sich viele mehr Solidari- →



Die Synagoge am Fraenkelufer in Berlin-Kreuzberg. Sie ist ein Anlaufpunkt für Jüdinnen und Juden, die aus Israel, den USA, aus Lateinamerika nach Berlin ziehen.

60

tät von Musliminnen und Muslimen gewünscht“, sagt Vanessa Rau. „Auf muslimischer Seite kam schnell das Gefühl auf, man stünde unter Generalverdacht.“

In den sozialen Medien sei seit dem 7. Oktober die „performative Disharmonie“ viel präsenter als die „performative Harmonie“, sagt Dekel Peretz. „Einerseits verstärkten Social-Media-Kanäle den Diskurs der Feindseligkeit zwischen Muslim\*innen und Jüd\*innen und brachten Szenen der Gewalt zwischen diesen beiden Gruppen in die Feeds der Nutzer\*innen“, heißt es in seinem Forschungsbericht. „Andererseits verbreiteten diese Kanäle Darstellungen gemeinsamer muslimisch-jüdischer Solidarität und Widerstands in Deutschland, Israel und Palästina.“

Beispielsweise drückten auch nicht unbedingt religiöse Juden ihre Solidarität mit Palästina auf Demonstrationen nun mit einer Kippa in Wassermelonenoptik aus, sagt Peretz. Die Wassermelone wird aufgrund ihrer rot-grün-weiß-schwarzen Färbung als Symbol für Palästina verwendet. Auch auf den schwulen und

nicht-schwulen Dating- und Sex-dating-Plattformen fänden sich seit dem 7. Oktober 2023 vermehrt Wassermelonemojis, berichtet Vanessa Rau. Dies allerdings war weniger ein Zeichen von Solidarität als der Ausdruck einer dezidierten politischen Positionierung. Rau berichtet, dass diese bei jüdischen Israelis große Verunsicherung auslösten, was sie zum Teil vor einem Sexdate im Chat fragen ließ: „Hey, I am Israeli is it ok for you?“

Die Reaktionen der politischen Makroebene auf den 7. Oktober sehen Dekel Peretz und Vanessa Rau kritisch. „Es ist schwer, Dialoge aufrechtzuerhalten, wenn die Kritik und der Druck innerhalb und außerhalb der Communitys am Dialog wächst“, sagt Rau. Aber auch die politische Anrufung: „Distanziert euch!“ an muslimische Gemeinschaften nach dem 7. Oktober habe gewaltvolle Züge gehabt, da Menschen nicht qua religiöser Überzeugung geopolitische Verantwortung trügen. Die unreflektierte Vermischung von Religionszugehörigkeit und Nahostkonflikt birgt großes Potenzial, Konflikte zu schüren.

Dekel Peretz sagt: „Ich wurde seitdem oft gefragt, ob der 7. Oktober das Ende des muslimisch-jüdischen Dialogs markiert. Ich bin der Auffassung, dass Krisenzeiten erst den Dialog möglich machen. Wenn es nichts zu überbrücken gäbe, würde man den Austausch nicht als Dialog bezeichnen.“ Mal seien die entsprechenden Formate stärker und öffentlich, mal sei es eher eine Auseinandersetzung im Verborgenen, und dann wiederum seien es Einzelpersonen, die als „Entrepreneure der Begegnung“ den Dialog herstellten. Hergestellt wird er aber nach wie vor.

Die Aussage „Der Dialog ist gescheitert“ sei politisch gefährlich, meinen Dekel Peretz und Vanessa Rau. Konflikte gehörten, solange sie nicht in Gewalt umschlagen würden, schlicht dazu, zu echten Begegnungen und nachhaltigem Dialog. ←



# Forschung für die Schule



Das aktuelle  
MAX-Heft zum  
Download



## Demokratie schützen – was sie gefährdet und wie man sie stärkt

Demokratien brechen selten auf einen Schlag zusammen, in den meisten Fällen erodieren sie schleichend. Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler untersuchen, wie autokratische Prozesse ablaufen – und sich in die Krise geratene Demokratien wieder stabilisieren.

Der demokratische Zustand der Welt hat sich in den vergangenen zwanzig Jahren gravierend verschlechtert. Im Jahr 2024 leben weltweit 72 Prozent der Menschen in einer Autokratie. Tendenz: weiter steigend. Aber es gibt auch Beispiele von Ländern, die einen „Beinahe-Unfall“ erlitten und in eine stabile Demokratie zurückfanden. Forschende untersuchen, wie das Abgleiten abläuft – und was es braucht, um Autokraten Einhalt zu gebieten.

Wie kommen Autokraten an die Macht? Der vielleicht naheliegende Gedanke: Mit einer einmaligen, gewaltsamen Aktion, einem Umsturz. Bekannte Beispiele der jüngeren Geschichte sind der Putsch von General Augusto Pinochet in Chile 1973 oder der Militärputsch 2021 in Myanmar gegen die Regierung von Friedensnobelpreisträgerin Aung San Suu Kyi. Ein anderer Weg ist weniger spektakulär, aber mindestens ebenso effizient – und gerade in Deutschland bestens bekannt. Dabei machen sich die Gegner der Demokratie die Mittel der Demokratie zunutze: Sie werden gewählt und bauen dann den Staat Schritt für Schritt um. Die Nationalsozialisten erlangten 1933 in Deutschland die Herrschaft auf verfassungskonformem Weg und der Umbau begann.

„Demokratien brechen selten auf einen Schlag zusammen. In den meisten Fällen gehen sie schleichend zugrunde“, sagt Ralph Hertwig, Direktor am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin. Der Psychologe hat gemeinsam mit einem Team aus der Psychologie und Politikologie untersucht, wie Demokratien in die Krise geraten. Dabei hat das Team in seiner Studie das Augenmerk auf Fälle gerichtet, in denen genau das nicht passiert ist: Historische Momente, in denen Demokratien Gefahr liefen, in Autokratien abzurutschen, dies aber abgewendet wurde. Diese „Beinahe-Katastrophen“ analysierten die Forschenden und zogen daraus ihre Schlüsse.

### DEMOKRATIEN AUF DEM PRÜFSTAND

Wie es um die Demokratien rund um den Globus bestellt ist, untersucht das V-Dem Institut an der Universität Göteborg. V-Dem steht für „Varieties of Democracy“, also etwa „Stufenarten der Demokratie“. Das unabhängige Forschungsinstitut gibt jedes Jahr im Frühling seinen „V-Dem-Report“ heraus, eine der renommiertesten Demokratieermessungen weltweit. Im Report 2025, der die Lage bis Ende 2024 berücksichtigt, sind nach dem „Liberal Democracy Index“ demokratische Länder beispielsweise in Westeuropa und Nordamerika sowie in einigen Teilen Ostasiens, des Pazifikraums

SEITE 1